

Das Wunder des Hundes

Autor(en): **Landry, C.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 9

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667822>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

D A S W U N D E R D E S H U N D E S

Es war ein Mann unter Männern, der hatte nicht immer gut und gottesfürchtig gelebt. Man hatte ihn nach seinem Jahrestag Hélier getauft, aber seither war schon reichlich Zeit verstrichen und dennoch wiederum nicht genug, als dass er seine Krankheit als solche hingenommen hätte.

Zuerst glaubte er, dass es ihm aus einer Erkältung zugeflossen sei, die er sich irgendwo zugezogen hatte, denn in der Tat lassen sich solche Leibschmerzen gar häufig von einem üblen Luftzug ableiten, davon, dass man während der Arbeit geschwitzt hat oder wohl auch von einem langen Gang im feuchten Grase. Dann wurde Hélier wütend, aber seine Ausbrüche währten weniger lang, als das Leiden selbst, so dass er sich letzten Endes ganz und gar entmutigen liess; aber der Gerechtigkeit halber muss auch erwähnt werden, dass er wirklich grosse Schmerzen hatte. An gewissen Tagen suchte er vor der Tür die Sonne auf, da seine Kraft just ausreichte, sich dorthin zu schleppen; und während die andern ihre Ernten aufsuchten, sah er sich gezwungen, unbewegt auf der Schwelle zu verharren, weil er ihnen kaum noch mit den Augen folgen konnte. Dann wieder versuchte er es den andern gleichzutun, als ob sich nichts ereignet habe, aber dann verharrte er auf einmal unbeweglich mitten im Weinberg, mit verzerrtem Gesicht und steifen Beinen, weil der Schmerz gebieterisch in seinem Innern aufstieg. Oder er war gezwungen, sich plötzlich auf einer Bank auszustrecken, wie er war, in seiner fadenscheinigen Kleidung. Und dann, nach langem Warten, gingen auch diese Wehen vorüber.

Da war eine Frau, älter als er und benachbart, die brachte ihm von Zeit zu Zeit einen Kräutertee. Sie bedauerte ihn sehr, und zwar in der Art, in der die Welt zu bedauern liebt, indem sie nach dem Grund seines Leidens forschte, um ihm Vorhaltun-

gen zu machen. Denn ein Mann, der kränkelt, lässt es zu, dass man ihm grolle wie einem kleinen Kinde ...

«Der liebe Gott schickt euch das, mein armer Hélier», sagte sie. «So trinkt denn; ich habe drei Zucker hineingetan ...»

«Was wollt ihr, dass der liebe Gott in meinem Bauch treibe?» antwortete er aufgescheucht. «Nach euern Redensarten müsste man ihm allerorten begegnen, euerm Gott ... Aber ich glaube nicht daran ...»

«Das ist es eben», begann die Alte wieder ... «Weil ihr wie ein Heide lebt, und am Ende erzürnt es ihn, was auch kein Wunder ist.»

«Es sei», murmelte Hélier. «Mag er erzürnt bleiben ... Mein Bauch ist schliesslich meine Sache, nicht wahr ...?»

Aber die Alte hörte schon nicht mehr zu. Sie war weggegangen mit ihrem Krug. Er hatte den Krankentee getrunken, und sie hatte ihm gesagt, was ihr auf dem Herzen brannte. Was weiter kam, berührte sie nicht mehr ... Denn der liebe Gott konnte nicht von ihr verlangen, dass sie sich weiter mit einem Ungläubigen besprach und einliess, der den Kopf voll böser Gedanken hatte. Sie hatte keine Schulen besucht, und dann soll man solche Dinge nicht bereden ...

Aber wenn sich der starrköpfige Alte dann überlegte, dass er vielleicht bald auf den Grund seiner Schmerzen sinken und aus dem Leben scheiden könne, so änderte er seine Ueberlegungen, doch wohlverstanden, nicht auffällig und mit einem Schlag, sondern mit der angezeigten Vorsicht.

«Es wird Gott nicht möglich sein, einen so zu quälen», entschied er zuweilen inmitten der Nacht, zusammen mit noch anderen Mustern eines immer noch stacheligen, halben Glaubensbekenntnisses. Zu guter Letzt hat er sich dann aber doch ergeben ..., ähnlich den schlichten Seelen aller Zeiten, forderte er ein Zeichen, einen Beweis, ein eindeutiges und klares.

«Mein Gott!» sagte er dann. «So tu, was du willst. Wenn es brechen soll, so lass es brechen, aber gestehe mir weshalb.» Und so sprach der Arme von seinem Leben wie von einem Holzstock, der sich nicht spalten lässt.

Dann aber kam die Wendung.

Ein Hund begann zu heulen, aus dem Herzen der Nacht. Hélier glaubte zuerst, dass diese Stimme einem stromenden Tier Halt gebiete. Aber es war nah, zum Greifen nah. Der Hund heulte. Und

dann sagte er: «Ich weiss ...! Dieser Lumpenhund beweint einen Tod. Den meinen. Kann nicht anders sein ...!»

Die Stimme wurde durchdringend, aufreizend.

So will ich aufstehen und ihn mit einem Stein zur Ruhe bringen. Ich bin im Bild. Seine Teufelsmusik wird mich nicht mehr erschrecken.

Gesagt, getan. Hélier erhebt sich und schwankt die Treppe hinunter, zieht den Querriegel, öffnet die Tür ... Es ging um so leichter, als er das Gewicht des Tieres warm am Körper spürte, als ob es ihm helfen wolle. Und der Hund trat rasch ein, zu seiner Ueberraschung zwischen den Beinen des Mannes.

«Lump!» sagte er noch. «Warte nur! Wir werden sehen ...»

Er schliesst die Türe und entzündet das Licht. Im Innern wartete der Hund. Es war ein schönes Tier, das jetzt ganz ruhig geworden war, den Schwanz hob, die Ohren sträusste und jeder Bewegung des Mannes folgte. Schau, schau: ein unbekannter Hund, den keiner noch gesehen hatte im Land herum. (Kennt man sie alle?)

Hélier war nicht gut; doch auch nicht schlecht. Aber einen Hund, der brav zu sein scheint, kann man nicht schlagen. Und jedenfalls nicht ohne Grund. Und Hélier wiederholte wohl noch zweibis dreimal: «Du Hund! Du Lumpenhund!», doch schon ohne grosse Ueberzeugung. Und da sich der Schmerz ohnehin seiner bemächtigte, setzte er sich auf die Ofenbank und bedeckte die Glut mit Reisern, bis das Feuer aufflackerte.

Um zu sparen hatte er die Lampe gelöscht.

Das Tier näherte sich ihm und verharrte ruhig, dann setzte es sich auf sein Hinterteil, ohne sich auszustrecken. Wenn man krank ist und einsam, so stärkt einen die Gegenwart eines andern Lebewesens. Von Zeit zu Zeit warf Hélier ein Wort in die Stille, und gegen den Morgen hin entdeckte er zu seiner Ueberraschung, dass er sich mit diesem hergelaufenen Hund gar prachtvoll unterhalten konnte, und besser, als mit jedem Menschen, weil er ihm nicht widersprach. Und kam sich auf einmal blöde vor und ohne Charakter und wusste es nicht zu ändern.

Dann aber kam es, wie es kommen musste. Denn diese Gattung Männer, die man leichthin böse nennt, sie sind es, wenn sie es sind, aus Mangel an Umgebung und Gewohnheit mit andern Menschen, und weil sie keinen näher kennen, so wissen sie auch nicht mehr, was Rücksichtnahme und was

Pflichten sind. Weil keiner für sie zeugte, wagen auch sie nicht mehr ein gerades Zeugnis abzulegen.

Aber dieser Hund vor ihm war die Aufmerksamkeit selbst, gelassen, höflich, still in der Stille. Auf ein gutes Wort antwortete er mit ungestümer Freude und so, als ob er das Innere seines Herrn von allem Rost befreie. Ohne es zu wollen und zu wissen, war Hélier ein anderer geworden. Das war, weil er zuweilen an einen andern dachte, und dieser andere war der Hund.

«Zum Teufel», sagte sich der Mann eines Tages. «Dieses Tier ist unglücklich. Nie geht es aus, weil ich, sein Herr, nicht ausgehen mag. Man müsste sich etwas bemühen ...»

«Allez, ouste!» macht er. «Geh ein wenig spazieren, Taugenichts, das bringt dich auf andere Gedanken ... Bist doch kein Krankenbruder, mein' ich ... Draussen im Buschwald gibt es Hasen. Oh, wenn ich selbst nicht schon mit einem Fuss im Grabe stände, wie wollt ich dich die Jagd lehren!»

Aber der Hund ging nicht weg. Hélier nahm das Gewehr vom Nagel, prüfte Abzug und Visier, rieb sie mit Petrol ein, hing die Waffe an die Wand zurück.

Ein wenig eingenickt, träumte er, dass er noch rüstig sei und jage. Wie er erwachte, überkam ihn eine unbezähmbare Lust, aufzubrechen. Und dann versuchten sie es wirklich, Herr und Hund.

In den ersten Tagen gelangen dem Alten noch keine grossen Sprünge, aber nach und nach vergrösserte er seinen Bogen, um schliesslich — wie in den guten alten Zeiten — den Sack für das Mittagsbrot mitzunehmen. Aber auch seine Beine. An seinen Bauch dachte er weniger, und die Schmerzen wurden selten.

«Seht da, den sterbenden Hélier», machten die Leute, wenn sie ihn von ferne vorüberziehen sahen. «Wird solche Teufelsmärsche nicht mehr lange ertragen ...»

Aber was wissen denn wir, potzblitz, vom wirklichen Leben? Entgegen aller Vernunft und Voraussicht, strömten unserem Krauter auf einmal wieder Kräfte der Jugend zu. Und es ergab sich, dass er auf einmal wieder von ganz andern Dingen als vom Tode sprach. Er brachte seine Felder wieder in Ordnung, und einem Hanswurst gegenüber, der ihn freundlich neckte, gab er die runde Antwort: «Und schliesslich hab ich erst das halbe Jahrhundert hinter mir, und es hat andere gegeben, für die es nicht einmal die ganze Hälfte war ... Also ...»

Wie vieles andere, ist für die braven Leute dieser Fall niemals ganz durchsichtig gewesen. Da musste ein Wunder im Spiel sein. Und man glaubte um so lieber daran, als der Alte, schwer an Jahren, einen einzigen Tag vor seinem Hund «Taugeichts» das Zeitliche segnete, ganz steif geworden von Gliederfluss und Zipperlein. Und weshalb könnte es nicht so sein? Ist doch kein Geringerer als der Heilige Jodokus dank der Freundschaft eines Igels zu einer neuen Lebenshaltung herangereift.

(Deutsch von Arnold Burgauer)

Fritz Penzoldt

STEINIMDICKICHT

«Seltsamer Ort für ein Grab!»

Ich wischte mir die Nadeln, die mir beim Kriechen in der verfilzten Fichtendickung in den Nacken gefallen waren, heraus und streckte den steifen Rücken. Der Forstmeister, dessen Jagdgast ich war, hatte das Taschentuch an der schweissbedeckten Stirne.

«Kein Grab!» sagte er. «Ein Gedenkstein. Die sterblichen Reste liegen in der Armesünderecke des Dorfes.»

«Ein Verbrecher?»

«Ein Scheusal. Wo jetzt die Dickung steht, war Brandfläche, auf der sich damals ein seltsames Drama abgespielt hat. Ich habe die Geschichte seit langem niemandem mehr erzählt. Nun aber, da Sie den Stein selbst gefunden haben, sollen Sie sie hören:

«Vor dreissig Jahren war ein gewisser Cortez aus unserer Stadt ausgewandert und hatte sich in Südamerika ein Vermögen erworben. Eines Tages erhielt die Stadtverwaltung die Nachricht, dass Cortez, der sich jetzt Dr. Cortez nannte, in seine Heimatstadt zurückkehren und ganz seiner Jagdleidenschaft leben wollte. Er bekam den Pachtzuschlag für unsere städtischen Forsten und war fast ständig im Walde. Als er mich eines Tages fragte, warum hier nicht gewildert würde, dachte

ich, er sei nicht ganz richtig im Kopfe, zumal ich stolz darauf war, dass seit den berühmten Tagen des ‚Roten Frantischek‘ das Wildererunwesen in unseren Forsten völlig erloschen war.

Einmal sah ich bei einem Dienstgang Cortez vor einer kleinen Madonna, die man einem verunglückten Holzfäller geweiht hatte, im Gebet verweilen, ehe er eine Photographie aus der Brusttasche zog, sie lange innig betrachtete und mehrmals an die Lippen führte...

Als wir eines Tages in einer der Hütten waren, fiel in der Nähe ein Schuss. Cortez sagte ruhig: ‚Frantischek!‘

Nach kurzer Weile fanden wir im Schnee eine Schleifspur. Wir standen frei und aufrecht auf der mondbeschiedenen Fläche, als ein Schuss knallte und eine Kugel haarscharf an Cortez vorbeifuhr, der felsenfest davon überzeugt war, dass es Frantischek gewesen sei, während ich es rundweg abstritt. Auch in den nächsten Wochen fielen verdächtige Schüsse... Cortez war Tag und Nacht im Walde. Eines Morgens kam er nach Hause, eine Binde um die Stirn. Aus sicherer Deckung heraus hatte ihn der Unbekannte angeschossen. Das sah schon mehr nach Frantischeks Methoden aus!»

Ich wagte eine Frage.

«Warum hatte sich denn Cortez so auf Frantischek versteift? Kannte er ihn denn?»

«Ja. Aber das kam alles erst heraus, als Frantischek schon in der Armesünderecke lag!» Der Forstmeister holte tief Atem. «Dort bei dem einzelnen Baum, der vom Kiefernhochwald übrig blieb, standen wir und sahen durch die Baumreihen hindurch auf der Brandfläche einen Mann daherkommen, der einen Militärkarabiner über der Schulter trug. Ohne mich zu fragen ging Cortez, das Gewehr an der Hüfte, den Burschen frei über die Fläche hinweg an. Ich war bereit, den Kerl niederzuschossen, sobald er das Gewehr von der Schulter nahm. Da geschah etwas Seltsames. Die beiden Männer gingen aufeinander zu, als wollten sie den Abstand für ein Duell auf Leben und Tod bestimmen. Sie waren kaum zwanzig Schritte auseinander, als Cortez stehenblieb und mit scharfer Stimme rief: ‚Nehmen Sie den Hut herunter, Frantischek!‘ Das Zielfernrohr meiner Büchse stand in des Wilderers Gesicht, so dass ich jede seiner Bewegungen erkennen konnte. Ich sah, wie die dunklen Augen weit wurden vor Angst und doch unversöhnlichem Hass... Da riss Cortez seinen Hut vom Kopf und auch Frantischeks